

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 75 (1981)
Heft: 6

Artikel: Behinderte in unserer Gesellschaft
Autor: Ryser, Simon
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-142911>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SIMON RYSER

Behinderte in unserer Gesellschaft

Das UNO-Jahr des Behinderten steht unter dem Leitgedanken «Full Participation», das heißt zu gut deutsch «volle Beteiligung». Damit kommt zum Ausdruck, daß wir Behinderte die volle Anerkennung in dieser Gesellschaft wünschen und sogar fordern. Eine Gesellschaft, die einzelne Personengruppen ausschließt, kann nicht leben. Sie stirbt ab. Deshalb gehören wir dazu; die Frage nach der Aufnahme ist nicht einmal zu stellen.

Doch was macht den Kontakt mit Behinderten so schwierig? Die Beziehung zwischen einem Nichtbehinderten und einem Behinderten ist wohl in erster Linie ein allgemeines mitmenschliches Problem. Schwierigkeiten entstehen meist aus der Angst und Unsicherheit, dem Mitmenschen zu begegnen. Bereits die Kontaktnahme mit dem Nachbarn auf der Kirchenbank, den man nicht kennt, bereitet den meisten Predigtgängern erkleckliche Mühe (wir sind gewohnt, nur auf die Person des Pfarrers zu achten). So sieht man in den großen Kirchen, daß sich die Reihen nicht auffüllen; die Leute nehmen in zerstreuter Weise Platz.

Sind wir im Grunde genommen kontaktscheu? Ich glaube, gerade im Umgang und in der Begegnung mit dem Behinderten zeigt sich, wer eine wirkliche Beziehung zum Mitmenschen aufbauen kann und wer sich hinter Klischees versteckt.

In den fünfziger Jahren wurden große Anstrengungen unternommen, auch Behinderte in unsere, damals aufstrebende Wirtschaft einzugliedern. Aus der Vorgeschichte zum Bundesgesetz über die Invalidenversicherung vom 19. Juni 1959 ist ersichtlich, daß verschiedene parlamentarische Vorstöße in diese Richtung zielten. So ist weiter nicht verwunderlich, daß die IV vom Prinzip ausgeht: «Eingliederung vor Rente».

Heute, zwanzig Jahre später, steht nun die gesellschaftliche Integration Behinderter im Vordergrund. Diese kann allerdings nicht nur mit Hilfe einer ausgebauten Sozialversicherung erreicht werden. Vielmehr geht es um ein psychologisches, ein tief menschliches Problem, vor allem um die Bereitschaft der heutigen Gesellschaft, ihre Projektionen und Vorurteile gegenüber Behinderten aller Kategorien aufzugeben.

Freilich bedarf dieser Prozeß auch großer finanzieller Anstrengungen. So müssen etwa Gebäude angepaßt (rollstuhlgängig gemacht) und Trottoirränder eliminiert werden (aber nicht ganz, damit der Blinde mit seinem Langstock die Abmarchung gut spüren kann).

Doch dies bedeutet nur den äußeren Rahmen. Viel wichtiger erscheint mir der Kontakt zwischen Behinderten und Nichtbehinderten zu sein. Eine Aufnahme in die Gesellschaft der Nichtbehinderten ist nur möglich, wenn neben den architektonischen auch die psychologischen Barrieren abgebaut werden.

Oft spürt der Behinderte nämlich nur zu gut, daß er in ein gesellschaftliches Schema gepreßt wird. Es werden ihm Eigenschaften zugeschrieben, die er nicht haben will. So sollte er dankbar sein, alles ertragen können, immer und trotz allem fröhlich sein. Da frage ich mich, wie es mit dem Ersten Gebot stehe, wo zu lesen ist: «Du sollst Dir kein Bildnis machen . . . keinerlei Abbild weder dessen, was oben im Himmel, noch dessen, was u n t e n a u f E r d e n i s t . . .» (2. Mose 20, 4). Daraus könnte man doch die Aufforderung ableiten, einander möglichst vorurteilsfrei zu begegnen.

Sind die Behinderten die letzte Bastion, die gehorsam ist oder sein sollte? Patriarchalisches Denken ist gerade in der Kirche noch weit verbreitet. Unser christlicher Glaube ist geprägt von einem Vertrauen gegenüber Vaterfiguren (man denke dabei an das Gleichnis vom verlorenen Sohn in Lk. 15, 11—32, wo der Vater als der Gütige und Vergebende erscheint). Allmählich fand nun aber eine Loslösung von diesem unbedingten Gehorsam statt. Im vergangenen Jahrhundert formierte sich die Arbeiterbewegung, und in diesem Jahrhundert lösen sich die Frauen von Funktionen, die ihnen die von Männern geprägte Gesellschaft aufgezwungen hat.

Auch unter den Behinderten setzt sich heute eine Bewegung durch, die man mit Behinderten-Emanzipation bezeichnen möchte. Wir Behinderte wollen nicht von einer Vaterfigur in ein Schema gepreßt werden. Wir wollen unsere Bedürfnisse selber formulieren können und brauchen dazu keine geistigen Anwälte, die nicht aus eigener Erfahrung wissen, was behindert sein heißt.

Viele jüngere Behinderte haben erhebliche Mühe mit der Kirche und klagen sie deshalb an. Für sie bedeutet Kirche jene Institution, welche die Vorurteile nicht abbauen, sondern eher zementieren hilft. So verliert die Kirche Glieder, f ü r w e l c h e s i e e i n z u s t e h e n v e r s u c h t.

Der Theologe Heinz Zahrnt hat in seinem Buch «Gott kann nicht sterben» ausgeführt, daß Gott für den Menschen eigentlich keine absolute Größe darstellt, sondern sich manchmal ganz konkret im Mitmenschen offenbart. Wie glaubt nun die christliche Gemeinde, daß der Behinderte mit Gott gute Erfahrung machen kann, wenn die Christen gegenüber ihm fürsorgerisch auftreten und ihm einen Maulkorb anlegen? Statt fürsorgerisch sollten die Nichtbehinderten sich uns Behinderten gegenüber solidarisch verhalten. Solidarität ist nicht schlechthin eine gewerkschaftliche, sondern im wesentlichen eine

christliche Forderung. So hat Helmut Gollwitzer in seinem Buch «Mut zur Solidarität» die Bedeutung des Reiches Gottes für den Christen aufgezeigt. Für ihn enthält das Reich Gottes das Kernstück des christlichen Glaubens.

Das Reich Gottes ist indessen kein schimmernder Begriff der Zukunft (was übrigens in den Werken von Leonhard Ragaz deutlich zum Ausdruck kommt). Wir sind alle aufgerufen, an diesem mitzuarbeiten. Arbeit am Reich Gottes heißt für Veränderungen sorgen und Lösungen suchen, um die Welt menschlicher zu gestalten. Als Behinderter sehe ich im Abbau der psychologischen Barrieren einen Schritt in Richtung Reich Gottes. Deshalb sind alle Christen zur Solidarität mit den Behinderten (und natürlich mit allen Benachteiligten in dieser Gesellschaft) aufgerufen.

Zwar bedeutet die Kontaktaufnahme mit einem Behinderten oft ein Wagnis. Schlechte Erfahrungen rühren oft von nichtverstandener Ablehnung her. Trotzdem lohnt sich eine Begegnung mit einem Behinderten, wie sich überhaupt jede Begegnung mit einem Mitmenschen lohnt.

(Predigt vom 1. und 8. Februar 1981 in Wabern bei Bern und im Kirchgemeindehaus Grünenmatt i. E.)

GERHARD BORNE

Christliche Differenzen zum Marxismus

Ein subjektiver Bericht

«Zur Frage der Rezeption marxistischer Theorieelemente in der heutigen Theologie» hat Gerhard Borné auf einer Tagung der Friedrich-Ebert-Stiftung in Freudenberg einen 33 Seiten starken «subjektiven Bericht» vorgetragen. Wir veröffentlichen daraus den dritten und letzten Teil, der christliche Differenzen zum Marxismus aufzeigt, die, wenn wir sie wirklich ernst nehmen, den Marxismus zwar gewiß nicht aufheben, ihm aber vielleicht doch ein menschlicheres Antlitz vermitteln. Borné spricht aus der Sicht eines Pfarrers in Westberlin, der sich in und mit der 68er Bewegung die marxistische Theorie angeeignet oder — genauer gesagt — sie in sein christliches Weltverständnis integriert hat.

Der erste Teil des Referats befaßte sich mit den verschiedenen Verhaltensformen des Christentums gegenüber dem Marxismus: einerseits mit den nicht-revolutionären Positionen der bloßen Polemik oder des bloßen «Dialogs», andererseits mit den revolutionären Positionen, die entweder dualistisch neben die marxistische Analyse eine christliche Theologie stellen oder die sich dialektisch auf eine «umfassende Wechselwirkung» zwischen Christentum und